

Tolstois Tagebücher

Autor(en): **Moser, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573569>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nach verlangt. Je nachdrücklicher die Gebirgsnatur auf den Menschen einzuwirken vermag, desto losgerissener fühlt er sich von den großen und kleinen, nun so unbedeutend scheinenden Leiden, die sich unterhalb der Nebelschwaden abzuspielen pflegen. „Die Alltagsempfindung weicht dem unendlich wohlthuenden Gefühl der befreiten Seele; der weite, über alles hinwegschweifende Blick erhebt Herz und Gemüt zur erhabensten Empfindung ungetrübtester Freiheit“ (August Schaeffer, Die alpine Landschaftsmalerei) . . .“

„Die Einsamkeit erhebt ihre Schwingen und plant über den Eisgefilden in beklemmender Stille. Das Hochgebirge läßt nur einen Eindruck zu: entweder, bei Sonnenschein, den der erdrückenden Majestät oder, bei trübem, schlimmem Wetter, den der grauenvollen Unnahbarkeit. Die lebens- und farbenfrohe Alpenlandschaft dagegen mit ihrer sympathischen Bevölkerung an Mensch und Tier, den zerstreuten, steinbeschwerten Hütten am Felsenhang, mit dem sinnenden, schneeigen Haupt, ist für uns der Inbegriff des Schönen, des Lieblich-Erhabenen wie des Ernst-Majestätischen zugleich. Hier haben wir das durch die Erfahrung bestätigte Gefühl, nach Leib und Seele auszuruhen, wieder gefunden, in der kräftigenden Luft erstarken und, erfasst durch die bezwingende Nähe der heiligen Berge, des Lebens Maß und Leid vergessen zu können. Preis den Tagen, die wir am Busen der Mutter Natur zubringen dürfen.“ (XLIV 245. 265. Ernst Mumenthaler, Ueber Lichtbildstudien im Gebirge).

Dankbarkeit.

„Am heutigen Abend, wo ich ganz allein war mit der großen Natur, überschlich mich ein Gefühl von dankbarer Zufrieden-

heit, das nur der kennt, der es selbst im Hochgebirge nach einer gelungenen Tour empfunden: dankbar gegenüber der Mutter, die die Berge aus der Erde Schoß wachsen ließ und sie bekleidete mit prächtiger Vegetation und ihre Gipfel hüllte in ewiges Eis und Schnee, dankbar aber auch derselben Mutter Natur, die uns Menschen die Kraft und den Mut gab, sie selbst in ihrem Allerheiligsten aufsuchen zu können, dort, wo nichts Gemeines mehr bestehen darf, wo das Reich des Todes und der Beginn der Unendlichkeit ist, wo sie mit kräftiger Hand einen Markstein gesetzt hat für Pflanze und Tier, wo sie selbst wohnt in ihrer ursprünglichen Größe — im Hochgebirge.“ (XXXVII 170. Walter Glender, Streifzüge durch Korsika und seine Berge).

Vgl. auch S. 201 (Egon v. Steiger), 203 (Toepffer), 204 (Eug. Rochat).

* * *

Die Männer, die diese Worte geschrieben haben, sind keine Dichter, ja nicht einmal berufsmäßige Schriftsteller; dem bloßen Drang des Herzens folgend haben sie einen der sie am meisten ergreifenden Momente ihres Lebens auf dem Papier fixieren wollen, ohne Künstelei, ohne viel Schmuß. Wir fühlen, ihre Aeußerungen sind echt, nicht schablonenhaft oder konventionell. Darum haben sie für uns als wahre Hochgebirgsstimmung Wert. Wer sich den Bergen nur im Eisenbahn- oder Postwagen nähert, kann, obschon über den Reiz des Geschauten entzückt, nicht in diesen warmen und wahren Tönen schreiben; dazu braucht es vielmehr eigenes Erleben, Ausgabe selbsteigener Kraft und Seele unter Mühen und Gefahren. Desto gefühlvoller erzeigt sich die sonst farge Sprache der harten Männer der Tat.

Dr. Carl Täuber, Zürich.

Tolstois Tagebücher.

Als Tolstois Romane erschienen — „Krieg und Frieden“ (1864—69), „Anna Karenina“ (1873—76) und „Auferstehung“ (1898—99) — stand die Welt wie vor einem Wunder. Keiner unter den Modernen vermochte mit solcher Anschaulichkeit und Kraft den Bauer, den Gutsherrn, den Soldaten zu schildern wie er.

Keiner hatte auch so tiefe Blicke in die Seele der Frau getan wie er. Da geschah etwas Unerwartetes: der Dichter Tolstoischwieg, und es begannen die religiös-ethischen Flugschriften zu erscheinen. Jetzt fiel seine Gemeinde auseinander: der kleinere Teil scharte sich in innigem Verständnis still um den Meister; die Großzahl aber

ward an ihm irre und zeugte wider ihn. In den Augen der Menge hatten diese recht. Denn wie sollte man sich nicht von einem Künstler losmachen müssen, der die heilige Kunst schmähete? Und mit gewandter Geste warfen sie Tolstoi zu den — Narren!

Diese Wandlung Tolstois blieb den meisten ein Rätsel; sie verwarfen ihn als leichten Moralprediger. Daß aus jeder Seite seiner religiös-ethischen Flugblätter der Künstler wieder sprach, dafür waren sie blind. Am Schlüssel, der in die letzten Kapitel der „Anna Karenina“ gelegt war, gingen sie ebenfalls achtlos vorbei. Nun die Tagebücher erschienen sind, ist diese merkwürdige Wandlung jedem vor die Augen gestellt. Gerade hierauf beruht ihre Bedeutung.

Zwei Grundsätze sind es besonders, zu denen sich seine Weltanschauung verdichtet. Gleich der erste bedeutet eine runde Absage an die ganze menschliche Kultur: „Man soll sich nicht der Gewalt durch Gewalt widersetzen.“ Alle Machtgebilde sind ihm demnach verwerflich: Regierungen und Staaten sind für ihn nicht zum Wohle des Volkes da, sondern zur eigenen Rechtfertigung. Das Militärwesen vollends ist ihm „ein Ueberbleibsel ohne Berechtigung, eine Art Blinddarm“. Und der Sozialismus? Auch dieser werde die Erlösung der Massen nicht bringen, solange er nicht einsehe, daß das Lebensziel nur „im Verzicht auf sein Ich und im Dienste für die andern“ bestehe. Dränge er aber durch, so würden an Stelle der Kapitalisten nur die Arbeiterführer herrschen. Materialistisch könne die soziale Frage gar nicht gelöst werden. Auch die Wissenschaft liege in den Ketten des Materialismus; sobald sie das Wesen der Dinge erklären wolle, ver falle sie in „Ignoranz“. Der Frauenfrage spricht er ebenfalls jede Berechtigung ab; es gebe nur eine Frage der Freiheit und Gerechtigkeit für alle Menschen. „Das keusche Weib — das bedeutet die Legende von Maria — wird die Welt erlösen.“

Da wir keine Gewalt üben dürfen, schält sich der zweite Grundsatz von selbst heraus: „Nur dies eine, einzig wirkliche Werk ist uns aufgegeben: in Liebe mit den Brüdern leben,

mit allen. Selbstverleugnung ist notwendig.“ Aber seine Liebe heißt nicht etwa ausschließliche Zuneigung zu Einzelnen — dies ist unmoralisch — sondern „gutes Verhalten zu jedem lebenden Wesen“. Zur Nächstenliebe, zur Liebe unserer Feinde müssen wir uns erheben. „Wir sind gesandt, diese schräge Bahn zu durchwandern und das uns gegebene Licht ihr entlang zu tragen. Alles, was wir tun können, ist: beim Tragen des Lichtes einander helfen.“ Dem stemme sich freilich der Egoismus entgegen; doch könne man sich die Eigenliebe wie das — Rauchen abgewöhnen, meint er kühn. „Du bist entzündet, und im Brennen wirst du mit der Anderen Flamme verschmelzen. Nur sein Selbst lieben heißt: die Flamme auslöschen.“ Unser Ziel ist also Selbstvervollkommnung. Die Liebe in sich soll man steigern. „Mein Ich ist wie ein Spaten“, sagt er mit wundervollem Vergleiche; „Leben heißt nun das Werkzeug sauber und scharf erhalten. Scharf sein und immer schärfer werden heißt: immer vollkommener werden.“ Darum ist jede Anstrengung, sich von Leidenschaften zu befreien, die „Offenbarung Gottes im Leben“. Wir haben nur das eine zu tun: unser Leben so einzurichten, daß es zu einem einheitlichen, guten Werke werde. Nur so vermöge man das Schwerste: auf die Persönlichkeit zu verzichten, um zum Kerne des Lebens zu gelangen, der Liebe. Dann werden Kummer und Leid zur „breiten Stufe, die sich einem unter die Füße legt, damit man auf sie trete und emporsteige“. So verliert auch der Tod sein Grausen: er ist nur ein Wechsel des Bewußtseins; die Angst vor ihm rührt nur vom Nichtverstehen des Lebens her. „Das Sterben ist ein freudiges Ereignis, mit dem das Leben abschließt.“

Die Kraft zu diesem Glauben fließt nach Tolstoi einzig und allein aus dem Christentum. Nach ihm strebe die Menschheit; denn nur es verbinde die Menschen innerlich und unlösbar. Nicht zu Schwäche führe es, sondern zu höchster Kraft und Würde. Auf den Einwand, bei einem christlichen Lebenswandel hätten die Menschen ja nichts mehr zu tun, antwortet er einfach: „Wäre das nicht Tun, ungeheures Tun: aller Kreatur das Evangelium

predigen? Müssen sie durchaus Handel treiben, mit Alkohol sich berauschen und töten?" Kein Wunder, wenn ihm da die Gestalt Christi zum leuchtenden Lebensideale wird. Als gestaltender Künstler fühlte er eben das Große seiner Erscheinung heraus, die van Gogh in diese prachtvollen Worte gefaßt hat: „Christus hat unbeirrt als Künstler gelebt, ein größerer Künstler als irgend einer, den Marmor und die Palette verachtend: denn er arbeitete in lebendigem Fleische. Dieser unglaubliche Künstler, der für das grobe Instrument unseres modernen und zerrütteten Gehirns unbegreiflich ist, schuf weder Bilder noch Bücher; er schuf wirkliche, lebendige Menschen.“

Die Erkenntnis also, daß über der bildenden Kunst eine höhere, die Lebenskunst, stehe, ist es, die den Künstler in Tolstoi feiern und den Menschenführer erstehen läßt. Es genügte ihm nicht mehr, nur mit der Feder zu schöpfen; er mußte auch in „lebendigem Fleische“ arbeiten! Und so schrumpfte ihm die Kunst zum schädlichen „Zeitvertreib“ zusammen: „Die Kunst, die den reichen Klassen das Amusement liefert, ist der Prostitution bedenklich nahe.“ So tut er, der gefeierte Künstler, als der erste die ungeheure Frage, ob man die Kunst wirklich nicht überschätze? Für sich fand er denn auch, sein Leben fließe voller, wenn er nicht schriebe! Wie Faust stieg er zu den „Müttern“ hinunter, zu den Urgründen des Lebens; kaum verwunderlich, wenn ihm die Kunstübung da wenig mehr war. Das gerade ist das Große an Tolstoi, daß er als Moderner wagte, einen feinern, schärfern „Spaten“ zu fordern, um des Lebens Springquell bloßzulegen, als die Kunst ist . . .

Wohl nur wenigen werden diese „Tagebücher“ eine Offenbarung sein. Die meisten werden sie als schwächlich-christliche Redensarten, ohne Berechtigung im Zeitalter Nießches, verwerfen. Diese müßten dann aber auch seine Romane und „Volkserzählungen“ verurteilen; denn sie alle atmen denselben Geist, und manche Stellen aus den Tagebüchern sind in jene übergegangen. Und das Meiste in ihnen ist gar nicht neu. Die Grundgedanken von Tolstois Lebensanschauung

finden sich bereits in den beiden ersten Kapiteln der „Nachfolge Christi“, des berühmten Büchleins des Thomas von Kempfen. Daß er aus dieser Schrift geschöpft, ist wahrscheinlich; denn er erwähnt sie in „Krieg und Frieden“ (Buch II, Kap. 3). Auch hat schon W. von Humboldt in den „Briefen an eine Freundin“ ganz ähnliche Gedanken geäußert. Und wer kennt nicht Goethes tiefgründiges Seelenbekenntnis an Eckermann vom 11. März 1832?

Diese Tagebücher — das unglaublichste Werk für uns Moderne — sind von Ludwig Rubiner nach dem geistigen Zusammenhang ausgewählt und vom Verlag Max Rascher in Zürich herausgegeben worden. Bis zum Erscheinen der auf sieben Bände berechneten prachtvollen Gesamtausgabe im Verlag von Georg Müller in München, die im ersten Band bereits vorliegt, wird es mit diesen Auszügen recht gut gehen, da nur Bemerkungen von „privatbiographischer Natur“ ausgemerzt worden sind. Wenn also vorzüglich darum zu tun ist, gleichsam einen verdichteten Niederschlag der Gedankengänge dieses wunderlichen Großen vor sich zu haben, greife herzhaft zu dieser Ausgabe. Sie ist auch darum verdienstlich, weil damit die kleinste Republik das intimste Lebenswerk des größten Sohnes des mächtigsten Reiches — nunmehr auch Freistaat geworden — zuerst der gebildeten Welt zugänglich macht.

Wenn einer freilich von dem Menschen Tolstoi, der nach den „Erinnerungen“ seiner Nichte Alexandra Andrejewna Tolstoi stets darnach trachtete, „sein Leben neu zu gestalten und die Vergangenheit wie ein altes Gewand abzustreifen“, ein wahres Bild sich schaffen will, wird später der großen Ausgabe aus der kundigen Hand Ludwig Berndls, des Herausgebers der „Tolstoi-Bibliothek“ (deren erster Band den Briefwechsel zwischen Tolstoi und seiner Nichte enthält, bedürfen*). Darin erst wird er miterleben können, wie dieser rätselhafte Mann, erst hilflos tastend wie ein Kind, dann mäh-

*) Demselben Ludwig Berndl verdanken ja die Leser der „Schweiz“ die Mitteilung von Waffilij Morosjow 3 interessante und ammutigen Erinnerungen an Tolstoi, vgl. „Die Schweiz“ XIX 1915, 291 ff. 353 ff. 428 ff. 503 ff. XXI 1917, 173 ff. 197 ff. 261 ff. H. b. R.

lich mächtig ausgreifend, sich reinigt, mit rücksichtsloser Selbstkritik und erbarmungslosem Erwürgen jeglicher Eitelkeit zu Leibe geht.

Welch herrlicher Genuß muß es da einst bereiten, das Leben dieses unfassbaren Großen, der die Menschen mit ihren Freuden und Leiden, ihrem Guten und Bösen in sein empfindendes Herz eingeschlossen trug, wie keiner vor ihm, schrittweise in ein höheres, mächtiger flutendes Dasein hineinwachsen zu sehen! Denn seine Erweckung, die er erlebte, bestand darin, daß die Realität der materiellen Welt, an der wir leben bleiben, für ihn „allen Sinn“ verloren hatte. So fand er die Kraft, das Leben eines Helden zu führen, der das Schwerste bezwungen: sich selber! Neigen wir uns vor ihm, statt ihn düffelhaft zu belächeln . . .

Die Erscheinung Tolstois ist es denn

auch, die ein großes Wort Thomas Carlyles in seinem tiefsinnigen Buch „Ueber Helden und Heldenverehrung“ zu den veralteten Wahrheiten wirft: Rußland sei groß und stark; es habe aber keine Geniusstimme gehabt, auf die alle Menschen und Zeiten hörchten. „Es muß sprechen lernen. Noch ist es ein großes, stummes Ungetüm.“ Hörchen heute nicht die wahrhaft Gebildeten aller Herren Länder andächtig auf die reine Stimme Tolstois? Denn sein Wort ist der Ruf der Welt, die Stimme jener geheimnisvollen Kräfte, die nach unabänderlichen, ewigen Gesetzen das Leben der Menschen bestimmen, auch wenn sie es nicht mit dem leiblichen Auge zu sehen vermögen, da — nach Tolstois eigenen Worten — der letzte Grund aller Dinge geistiger Natur ist.

Dr. Eugen Moser, Zürich.

Lenzbitten

Weht ihr mir, ihr weichen Winde, wieder?

Ach, ich hab so lange euch entbehrt!

Kommt doch wieder, süße Kinderlieder,

Und mein Busen sei euch nicht verwehrt!

Ach, zu lang war ich in Nacht verloren,

Hab mein Herz gequält wohl tausendmal!

Und die andern lachten: „Seht den Toren!“

Und es wuchs der Seele tiefe Qual.

Doch wie treibt es rings auf allen Fluren:

Altes Herz, auch du blühst wieder auf!

Zitternd suchst du dir die schwachen Spuren

Deiner ersten Kindheit wieder auf.

Immanuel Limbach, Zürich.

Sorgenkäuzlein

Was mich wie ein Zentnerstein beklommen,

Eine Sorge ward von mir genommen,

Und ich glaubte, da das Herz befreit,

Wird es jubeln laut vor Seligkeit.

Doch es schwieg. Da blieb noch leere Trauer,

Eine dunkle Nische in der Mauer:

Sitzt ein Käuzlein drin und macht sich breit,

Reckt den Hals und späht nach neuem Leid.

Georg Lutz, Bern.